

ch Reihe an den Schulen | Collection ch dans les écoles | Collana ch nelle scuole

Yari BERNASCONI, Andrea FAZIOLI
A Zurigo, sulla luna / In Zürich, auf dem Mond

Original / Originale: A Zurigo, sulla luna. Dodici mesi in Paradeplatz

Gabriele Capelli Editore, Mendrisio, 2021

144 pagine / Seiten, € 16.00

ISBN 978-88-31285-14-8

www.gabrielecapellieditore.com

Übersetzung / Traduzione: In Zürich, auf dem Mond. Zwölf Monate auf dem Paradeplatz

Limmat Verlag, Zürich, 2022

Tradotto da / übersetzt von Marina Galli

176 pagine / Seiten, CHF 32.00

ISBN 978-3-03926-043-0

www.limmatverlag.ch



© Yvonne Böhler

Die Autoren

Yari Bernasconi, 1982 in Lugano geboren, ist Schriftsteller und Kulturjournalist. Nach Publikationen seiner Gedichte in zahlreichen Zeitschriften und Anthologien erschienen 2009 *Lettera da Dejevo* und 2012 die Gedichtsammlung *Non è vero che saremo perdonati*. Für den Gedichtband *Nuovi giorni di polvere* erhielt er 2016 den Terra-Nova-Preis der Schweizerischen Schillerstiftung. 2022 erhielt er den Schweizer Literaturpreis. Yari Bernasconi lebt in Hinterkappelen bei Bern.

Andrea Fazioli, 1978 in Bellinzona geboren, hat in Mailand und Zürich Romanistik studiert. Er hat als (Drehbuch-)Autor, Journalist, Moderator und Italienischlehrer gearbeitet. Faziolis zahlreiche Kriminalromane drehen sich meist um die Figur des Detektivs Elia Contini, wurden in verschiedene Sprachen übersetzt und mehrfach ausgezeichnet. Andrea Fazioli lebt und arbeitet in Bellinzona.



© Andrea Fazioli



Die Übersetzerin

Marina Galli, geboren 1993, studierte Geschichte, Vergleichende Romanische Sprachwissenschaft und Italienisch in Zürich, Venedig und Lausanne mit Spezialisierung in literarischer Übersetzung am Centre de traduction littéraire. Sie übersetzt freiberuflich aus dem Italienischen und Französischen und lebt in Basel.

Yari BERNASCONI, Andrea FAZIOLI

In Zürich, auf dem Mond

Zwölf Monate auf dem Paradeplatz.

Eine literarische Reportage in zwölf Episoden

Was ist ein Platz? Die Tessiner Autoren Andrea Fazioli und Yari Bernasconi sind dieser Frage an einem der markantesten Orte Zürichs nachgegangen: dem Paradeplatz, dem Nervenzentrum der Schweizer Finanzwelt. Sie beschlossen, es auf ihre Weise zu tun. Ein ganzes Jahr lang trafen sie sich einmal im Monat auf dem Platz, gewappnet mit ihren Notizbüchern und einem für diesen Anlass ausgewählten Gedicht.

Das Ergebnis ist eine literarische Reportage in zwölf Episoden, die sich mühelos von der Chronik zum Gedicht, von der Reflexion zum Kinderreim bewegt und zwischen Anzügen, Krawatten und Aktenkoffern eine ganze Reihe kurioser Gestalten versammelt: Undercover--Agenten, Soldaten auf Abwegen, Zeitreisende, Notizbuchfische ... Im Tageslicht oder unter der Erde auf der Suche nach Tunneln und geheimen Gängen zeigen Bernasconi und Fazioli einen neuen Paradeplatz, der manchmal sonnig und gütig und manchmal schwer auszuhalten ist – zumindest so lange, bis eine Touristenführerin auftaucht und ihrer Gruppe zuruft: «Hier ist das Geld.».



Stimmen

© NZZ, Neue Zürcher Zeitung, 16.04.2021

Expeditionen an den Paradeplatz

Roman Bucheli

Es sage keiner, der Paradeplatz sei kein lohnendes Reiseziel. Nein, nicht der Banken wegen, nicht wegen Sprüngli. Wir Zürcher haben ja ein gespaltenes Verhältnis zum berühmtesten Platz der Stadt. Nun haben aber zwei junge Tessiner Schriftsteller diesen Unort erkundet – und verwandeln ihn in schönste, fröhlichste Poesie.

Im Jahr 2018 sind Yari Bernasconi und Andrea Fazioli, jener aus Bern, dieser aus Bellinzona, einmal jeden Monat nach Zürich gefahren, trafen sich am Paradeplatz, sassen da ein paar Stunden und schauten den Leuten zu. Sie lasen sich ein Gedicht vor, machten Notizen – und fuhren wieder nach Hause. Die Ergebnisse ihrer Zürcher Expeditionen haben sie jetzt in einem wunderbaren Buch festgehalten. «A Zurigo, sulla luna» ist eine Art poetische Ethnografie, indem Fazioli und Bernasconi mit der Neugier von Entdeckern und der Sprachlust der Dichter die melancholische Komik des Alltags nüchtern festhalten: die lächerliche Travestie eines Soldaten im Tarnanzug mitten auf dem Paradeplatz; die beflissene Ernsthaftigkeit, mit der sich sonntags die Leute hier amüsieren; die Krawattenmänner, die über den Platz eilen; nicht zu vergessen die verlorenen Gestalten. Im Dezember erfüllen sie sich ihren Wunsch, den sie schon im Januar hegten: einmal mit der Linie 13 bis zur Endstation Frankental fahren.

Wahrscheinlich taten sie es allein des Namens wegen. Aber spätestens jetzt, unterwegs nach Frankental, muss ihnen schlagartig klargeworden sein, was das eigentlich heisst: die Geburt der Poesie aus dem Geist der Nutzlosigkeit.

« Eines ist sicher: Nach der Lektüre begegnet man dem Paradeplatz, dem Nervenzentrum der Schweizer Finanzwelt, mit anderen, offeneren Augen. »

Karl Wüst, Altstadtkurier

«Es ist gerade der doppelte Blick von aussen, der Beobachtenden und der Poeten, der den sonst so stoischen Paradeplatz zum Schwingen und geistigen Vibrieren bringt. *In Zürich, auf dem Mond* ist ein wunderschönes Buch, das zum neuen Hinschauen anregt und viel Freude bereitet.» #büCHerstimmen

abo+ BÜCHER**Im Kaleidoskop der Sprachen: Die Baslerin Marina Galli übersetzt Literatur «mit erhobener Nase»**

Seit einem Jahr hat die Baslerin ihren Masterabschluss in der Tasche, jetzt ist ihre Übersetzung eines Buches im Limmat Verlag erschienen. Zum internationalen Tag des Übersetzens am 30. September hat die bz Marina Galli getroffen und mit ihr über ihre Arbeit gesprochen.

Elodie Kolb

30.09.2022, 05.00 Uhr

abo+ Exklusiv für Abonnenten

Marina Galli ist dreisprachig aufgewachsen und lernt gerne neue Sprachen.

Juri Junkov

Italienisch, Französisch, Deutsch, Portugiesisch, Spanisch, Englisch und Russisch: Die Baslerin Marina Galli lernt gerne neue Sprachen und macht sich ihr linguistisches Flair auch beruflich zu Nutze. Kaum weg von der Uni, steht sie bereits mittendrin in der Schweizer Literaturlandschaft. Sie übersetzt Bücher ins Deutsche – bisher aus dem Italienischen, aber auch französische Texte möchte sie gerne ins Repertoire nehmen.

Kommende Woche erscheint im Limmat Verlag die zweite literarische Übersetzung von ihr: «In Zürich, auf dem Mond. Zwölf Monate am Paradeplatz» von Yari Bernasconi und Andrea Fazioli ist eine literarische Reportage, die zwischen Dokumentarischem und Literarischem balanciert.

«In Zürich auf dem Mond. Zwölf
Monate am Paradeplatz» von Yari
Bernasconi und Andrea Fazioli.
Limmat Verlag

Zwischen Dokumentation und literarischer Kreativität



«Eine literarische Reportage in zwölf Episoden» nennt der Verlag das Buch. Es ist eine Überlagerung verschiedener Genres: journalistischer Dokumentation und literarischer Kreativität. Ein Jahr lang sind die beiden Tessiner Autoren einmal im Monat auf dem Paradeplatz in Zürich gesessen, in der einen Hand das Notizbuch, in der anderen ein Gedicht, und haben beobachtet, reflektiert und fabuliert.

Yari Bernasconi und Andrea Fazioli. «In Zürich auf dem Mond: Zwölf Monate am Paradeplatz». Erscheint am 5.10.2022 im Limmat Verlag in der deutschen Übersetzung von Marina Galli. 176 Seiten, 32 Franken. (elk)

Übersetzen mit erhobener Nase

An der Übersetzungsarbeit gefällt der 28-Jährigen, dass «einem über den Vergleich mit der anderen Sprache sehr viel über die eigene Sprache bewusst wird». Es seien häufig kleine Aha-Momente, «etwa, wenn einem die Etymologie eines Wortes bewusst wird oder man auf Deutsch etwas mit einem anderen Bild sagt».

Aber auch fehlende Begriffe fallen ihr immer wieder auf. Im Deutschen etwa gibt es kein einzelnes Verb, das exakt dem französischen und italienischen «hinauf- und hinuntergehen» entspricht. Sie lacht:

Marina Galli.

Juri Junkov

«Das sind Momente, in denen man sich plötzlich fragt, wie man ohne dieses Wort überhaupt auskommt.»

Das Übersetzen sei aber weniger eine Arbeit von Wort zu Wort, es gehe vielmehr darum, «eine Wirkung in einer anderen Sprache wiederzugeben». Ein Vorbild hat sie in Swetlana Geier gefunden, die etwa Dostojewski ins Deutsche übersetzt hat. «Und Geier sagt: Man muss immer mit erhobener Nase übersetzen, sich also vom Text lösen.»

Es sind viele Entscheidungen, die man jeweils treffen, und immer auch Abstriche, die man machen müsse. Beispielsweise beim Rhythmus oder beim Vokabular. Aber das gefalle ihr auch, sagt die dreisprachig aufgewachsene Galli: «Man hat im ersten Moment das Gefühl, man verliere etwas, aber gewinnt dann plötzlich an einer anderen Stelle etwas dazu.»

«Handwerkliche» Arbeit nach dem theoretischen Studium

Vorgezeichnet sei ihr Weg in die Übersetzung nicht gewesen, erzählt Galli. «Aber ich hatte immer schon ein grosses Interesse an Sprachen und mir hat es gut gefallen, dass das Übersetzen nach dem theoretischen geisteswissenschaftlichen Studium eine sehr praktische, eher handwerkliche Arbeit ist», sagt sie fröhlich.

Nach ihrem Bachelor an der Uni Zürich und einem Zwischenjahr in Venedig studierte sie in Lausanne Italienisch und Geschichte im Master und absolvierte ein Spezialprogramm zum literarischen Übersetzen. In diesem Rahmen begann sie auch ihre erste literarische Übersetzung der «Milchstrasse» von Alexandre Hmine für den Rotpunktverlag.

Eine einsame Arbeit, aber nicht allein

Ihre blonde Mähne hat Galli locker mit einer Spange am Kopf befestigt, bei dem frühherbstlichen Wind muss sie immer wieder eine Strähne aus dem Gesicht streichen. Wir sitzen in ihrem Quartier – dem St. Johann, wo sie in einer Wohngemeinschaft lebt. Allein zu wohnen, sei für sie nicht

vorstellbar.

Denn auch wenn die junge Übersetzerin am Computer in viele Menschen, Welten und Sprachen eintaucht, sei die Arbeit selbst eine einsame. «Bei der Arbeit versuche ich immer, alles in Frage zu stellen. Das führt dazu, dass man sich selbst manchmal in Frage stellt.» Dennoch fühle sie sich nicht alleingelassen: Der Dialog mit dem Verlag, ihrer Mentorin und anderen Übersetzerinnen und Übersetzern sei sehr intensiv – finde aber vor allem virtuell statt.

«Milchstrasse» von Alexandre Hmine.
Rotpunktverlag

Sie hat gerne etwas zu tun

Nach der Arbeit allein vor dem Computer ist sie gerne um Menschen – mit drei Geschwistern kommt sie aus einer grossen Familie. Und Galli mag offenbar einen vollen Terminkalender: Aktuell belegt sie einen Sprachkurs – noch unklar, ob Russisch oder Arabisch – und nebenbei arbeitet sie mit zwei Freunden in ihrer Freizeit an einem Dokumentarfilm über eine ehemalige McDonalds-Filiale in Marseille, die besetzt wurde und nun in ein solidarisches Restaurant umgewandelt werden soll.

Selber literarisch schreiben möchte die Übersetzerin derzeit nicht:

«Ich finde es faszinierend, wenn Leute diesen Drang haben, zu schreiben. Ich habe ihn einfach nicht. Ich kann gut kreativ sein in einem Rahmen – wie ich ihn beim Übersetzen habe.»

Neben ihren literarischen Übersetzungen übersetzt Galli zudem noch Texte für eine App, «damit ich finanziell etwas abgesichert bin». Denn es sei schwierig, nur vom literarischen Übersetzen zu leben – insbesondere zu Beginn der Karriere. Dennoch sei dies ihr Ziel.

«Ich weiss nie, wann und ob die nächsten Aufträge kommen werden», lacht sie. Aktuell scheint das Interesse an ihrer Arbeit aber noch nicht versiegt: Galli arbeitet bereits an der Übersetzung des Krimis «Il taglio dell'angelo» von Claudio Coletta für den Lenos Verlag, der im Frühjahr erscheinen soll.

abo+ SPAZIERGANG

Augen zu und durch? Besser hingehen, hinsetzen und Basel neu sehen

Hannes Nüsseler · 24.09.2022



LITERATUR

Kriminalroman am Puls von Basel: Ein toter Bankier und ein toter Klimaschützer

Elodie Kolb · 05.09.2022



Copyright © bz Basel. Alle Rechte vorbehalten. Eine Weiterverarbeitung, Wiederveröffentlichung oder dauerhafte Speicherung zu gewerblichen oder anderen Zwecken ohne vorherige ausdrückliche Erlaubnis von Aargauer Zeitung ist nicht gestattet.

YARI
BERNASCONI

ANDREA
FAZIOLI

IN
ZÜRICH,
AUF
DEM
MOND

ZWÖLF
MONATE

AM
PARADEPLATZ

LIMMAT

Was ist ein Platz?

Die Tessiner Autoren Yari Bernasconi und Andrea Fazioli sind dieser Frage an einem der markantesten Orte Zürichs nachgegangen: dem Paradeplatz, dem Nervenzentrum der Schweizer Finanzwelt. Sie beschlossen, es auf ihre Weise zu tun. Ein ganzes Jahr lang trafen sie sich einmal im Monat auf dem Platz, gewappnet mit ihren Notizbüchern und einem für diesen Anlass ausgewählten Gedicht. Das Ergebnis ist eine literarische Reportage in zwölf Episoden, die sich mühelos von der Chronik zum Gedicht, von der Reflexion zum Kinderreim bewegt und zwischen Anzügen, Kravatten und Aktenkoffern eine ganze Reihe kuriosester Gestalten versammelt: Undercover-Agenten, Soldaten auf Abwegen, Zeitreisende, Notizbuchfische ...

Im Tageslicht oder unter der Erde auf der Suche nach Tunneln und geheimen Gängen zeigen Bernasconi und Fazioli einen neuen Paradeplatz, der manchmal sonnig und gütig und manchmal schwer auszuhalten ist – zumindest so lange, bis eine Touristenführerin auftaucht und ihrer Gruppe zuruft: «Hier ist das Geld.»

YARI BERNASCONI
ANDREA FAZIOLI

IN ZÜRICH, AUF DEM MOND

ZWÖLF MONATE AM PARADEPLATZ

Aus dem Italienischen von Marina Galli

Limmat Verlag
Zürich

Gebrauchsanweisung: Im Jahr 2018 sind wir jeden Monat nach Zürich an den Paradeplatz gefahren und haben ein paar Stunden lang das Geschehen beobachtet. Jedes Mal nahmen wir ein anderes Gedicht eines klassischen oder zeitgenössischen Autors oder einer Autorin mit, in der Überzeugung, dass Verse immer etwas über die Wirklichkeit um uns herum sagen. Dieses Buch ist also ein Mosaik aus Materialien, die wir Monat für Monat zusammengetragen haben: vierhändig geschriebene und individuelle, gegengelesene Texte, Fotografien, Notizen und Gedichte. Auch dort, wo sich zwei unterschiedliche Stimmen unterhalten, ist es immer das Ergebnis gemeinsamer Recherchen und Diskussionen.

Es gibt viele verschiedene Arten, ein Buch zu lesen. Auch dieses hier lässt verschiedene Verwendungen zu. Man kann zum Beispiel

- 1) das Buch dem Lauf der Jahreszeiten folgend vom Anfang bis zum Ende durchlesen;
- 2) die Kapitel in loser Reihenfolge durchgehen;
- 3) sich nur die Schnappschüsse ansehen, die wir mit unseren Handys gemacht haben;
- 4) ab S. 139 in der Transkription unserer Notizbücher schmökern;
- 5) Die zwölf Gedichte nacheinander wie eine kleine Anthologie lesen.

Für diejenigen, die sich für letzteren Weg entscheiden, folgt hier der Kompass nach Seitenzahlen:

- | | |
|-----|--|
| 15 | Fabio Donalizio, <i>Etwas sagen ist nicht erzählen</i> |
| 23 | Guido Guinizelli, <i>Im Wahren will ich</i> |
| 33 | Gianluca D'Andrea, <i>Gestalten ziehen vorüber</i> |
| 47 | Mariagiorgia Ulbar, <i>Ich kehre dorthin zurück</i> |
| 61 | Gianni Rodari, <i>Nichts hält jene auf</i> |
| 68 | Ludovico Ariosto, <i>Die Zeit, die ungenützt verstreicht</i> |
| 74 | Anna Achmatowa, <i>Nicht unter fremden Himmelsweiten</i> |
| 83 | Faraj Bayrakdar, <i>Meine Seele war mit mir</i> |
| 99 | Federico Hindermann, <i>Du lebst unter vielen</i> |
| 107 | Mario Luzi, <i>Beeile dich</i> |
| 122 | Franz von Assisi, <i>Laudes Creaturarum</i> |
| 132 | Anne Perrier, <i>O die Taue lösen</i> |

7 Die andere Seite

JANUAR
12 Wir werden nicht da sein

FEBRUAR
21 Ein Platz ist ein Platz

MÄRZ
32 Ein idealer Tag für Notizbuchfische

APRIL
45 Neonleuchten

MAI
57 Kopfüber

JUNI
65 In Zürich, auf dem Mond

JULI
73 Die Einsamkeit des Ameisenbären

AUGUST
83 Pourquoi ici?

SEPTEMBER
93 Der nackte Mann

OKTOBER
103 Die letzte Zigarette

NOVEMBER
115 Wachtmeister Studer?

DEZEMBER
127 Endhaltestelle Frankental

137 Der dreizehnte Monat

139 Notizbücher

DIE ANDERE SEITE

Es ist der 28. Januar 2021. Nachdem wir uns am Hauptbahnhof Zürich getroffen haben, machen wir uns auf den Weg zum Paradeplatz. Eine Strecke, die wir im Jahr 2018 für das literarische Projekt, das Ihr nun in den Händen hält, zwölf Mal in zwölf Monaten zurückgelegt haben. Heute aber gehen wir nicht: Viel eher kämpfen wir uns durch den Schneesturm, schlittern, fest in unsere Winterjacken eingepackt, die vom Wollunterhemd bis zur thermischen Strumpfhose alle möglichen Stoffschichten verdecken, über den matschigen und schneeglatten Boden. Die von der COVID-19-Pandemie verordneten medizinischen Masken verbergen den ganzen Rest; nur ein Streifen um die Augen ist frei geblieben. Windstöße peitschen durch die Bahnhofstrasse, die sich in eine verschneite Steppe verwandelt.

Die wenigen Menschen, denen wir begegnen, sind von Kopf bis Fuss eingepackte, vorbeiziehende Schatten. In den Schaufenstern der geschlossenen Geschäfte spiegelt sich unser Gang. Hie und da lassen sich Umriss von Leihrollern erahnen. Ein Korb exotischer Früchte vor einem Supermarkt holt uns zurück in die Schweiz: Ananas, Mangos, Kiwis und Bananen unter einer weissen Schneeschicht. Wir widerstehen der Versuchung, eine Grapefruit zu kaufen, nur um später davon berichten zu können, und erreichen den Paradeplatz, der sich uns wie ein Schlachtfeld präsentiert. Aus dem Schnee ragen alle möglichen Kriegsrückkehrer, orientierungslos und klamm vor Kälte. Auch wir kommen uns wie zwei Überlebende vor, wie wir da mit dem Rücken zur Wand vor einer Bank stehen und

mit unseren eiskalten Händen die Notizbücher kaum aufkriegen.

Der Schneesturm lässt nach, doch es bleibt eiskalt. Vor uns spaziert ein Mann gemächlich in Jeans und kurzärmeligem T-Shirt. Seelenruhig wartet er aufs Tram und führt sogar, ohne mit den Zähnen zu klappern, ein Telefongespräch. Andere Männer trinken unter einer digitalen Anzeigetafel Bier aus Halbliterdosen. Und schon fast zufällig bemerken wir, dass der Blumenladen offen ist und eine Frau in einer leichten Jacke soeben Mimosen gekauft hat. Wurde der Paradeplatz womöglich von einem verhexten nordischen Volk erobert? Ein einfallener alter Mann mit Rollator, der sich unter diese eisernen Kreaturen mischt, zerstreut unsere Zweifel. Wir sehen, wie er die Schienen überquert und sich zum Tramhäuschen schleppt. Sein Blick ist gleichzeitig ängstlich und hoffnungsvoll: Bald wird ein Tram kommen und mit ihm das Versprechen von Wärme und trockenen Sitzgelegenheiten.

Wir nutzen die Anwesenheit einer Freundin, um ein Erinnerungsfoto von uns zu schiessen. Etwas steif stehen wir da, neben einem Pfosten, auf dem *Paradeplatz* steht, im Gegenwind, das Gesicht unter Kapuze und Maske versteckt. Wie zwei Abenteurer, die sich neben ihrer Fahne im Eis des Nordpols oder im Herzen der Antarktis fotografieren lassen. Voller Entdeckungsdrang fahren wir mit der Erkundung dieses gleichzeitig urbanen und wilden Ortes fort, der in einem Schwebezustand zu verharren scheint. Ein Schild an der Kioskscheibe lädt die Kunden dazu ein, sich auf die andere Seite zu begeben: *Wir bedienen Sie gerne auf der anderen Seite des Gebäudes*. Aber dort, *auf der anderen Seite*, ist alles noch viel kälter und unwirtlicher: das Juweliergeschäft geschlossen, die verdunkelten Schaufenster wie undurchdringliche Eischollen, die Gehwege menschenleer und von Schneematsch bedeckt. *Blancpains Versprechen – Die Zürich Blancpain Bou-*

tique bleibt an Ihrer Seite – gaukelt uns vor, am richtigen Ort zu sein. An einem anderen Ladeneingang heisst es aber unmissverständlich: *Aus Sicherheitsgründen bleibt dieser Eingang geschlossen. Bitte benutzen Sie den Eingang auf der anderen Seite*. Schon wieder.

Zum Glück brennt bei Sprüngli Licht. Vielleicht ist die Confiserie offen. Wir gehen vorsichtig näher, behalten einen gewissen Abstand. Bevor wir unser Ziel erreichen, sehen wir eine zwielfichtige Gestalt im Halbschatten der blank polierten Räume der geschlossenen Kunstgalerie herumschleichen. Wir wollen gar nicht erst wissen, ob die Frau, die mit einer kompliziert wirkenden Maschine den Fussboden bearbeitet, auch wirklich eine Putzkraft ist, oder ob in wenigen Augenblicken eine Explosion ertönen und der Mirò an der Wand von einem unterirdischen Loch eingesogen werden wird. Es ist nicht der richtige Tag, um Zeuge eines aufsehenerregenden Kunstraubs zu werden: Anderes erwartet uns. Wir beschleunigen den Schritt bis zum Eingang der Confiserie, wo ein Schild die maximale Anzahl der im Laden zugelassenen Kundinnen und Kunden angibt (25). Während wir die Botschaft mit langsamer Neugierde studieren, wie uns das so oft passiert, erklingt hinter uns eine nasale Stimme.

- Seid ihr eine Schlange?
- Wie bitte?
- Seid ihr eine Schlange?
- Wir?
- Ja, ihr. Seid ihr eine Schlange?

Ungeduldig tritt der Mann in die Confiserie. Wir bleiben draussen und realisieren, dass in Zürich im Jahr 2021 tatsächlich schon zwei Personen für eine Schlange genügen. Durch das Schaufenster betrachten wir die fünfundzwanzig Glücklichen, die im Reich der Süssigkeiten zwischen Pralinen und anderen wie Juwelen ausgestellten Leckereien umhergehen.

Der Hunger macht sich bemerkbar. Also verlassen wir den Paradeplatz und kehren für eine kleine Stärkung zum Bahnhof zurück. Das ist leicht gesagt, doch dann beschliessen wir, eine Abkürzung zu nehmen; eine Seitenstrasse, die so aussieht, als würde sie uns ans Ziel führen. Das Ergebnis ist vorhersehbar: Wir kommen ganz woandershin. Der Schnee beginnt wieder dichter zu fallen. Wir gehen durch ein paar gepflasterte Gassen, steigen eine mittelalterliche Treppe hoch und bleiben, weiss wie Möwen, in der Mitte eines kleinen, verschneiten und menschenleeren Platzes stehen, der einzig von einer kahlen Baumgruppe bewohnt wird: der Lindenhof. Die Kirche, der Fluss und die Häuser unter uns verschwimmen und verstecken sich, bis sie ganz verschwinden. Die Stadt ist eine wieder weiss werdende Seite. Uns fällt ein, dass das Wort *Seite* auf Deutsch mehrere Bedeutungen hat und auch die Seite eines Buches bezeichnen kann. Doch wir sprechen es nicht laut aus: Weisse Seiten bedürfen der Stille.

Zehn Minuten später erreichen wir den Bahnhof und verschlingen dort im Stehen ein Brötchen, neben einem Mann, der mit Hammerschlägen eine Rolltreppe repariert. Der Einziger der Schweizerischen Bundesbahnen zieht drei bunte Anhänger hinter sich her und fährt für die Mülltrennung von Eimer zu Eimer.

Wir kehren zum Paradeplatz zurück. Diesmal fällt der Abschied schwerer. Vielleicht, weil es der 28. Januar 2021 ist und mehr als zwei Jahre seit dem letzten gemeinsamen Besuch vergangen sind. Leere und volle Jahre, so wie auch wir genau gleich und doch ganz anders sind als damals. Wir haben unsere gewöhnlichen Sorgen mit uns herumgetragen. Manche Momente hätten wir nicht erleben wollen. Andere Male hatten wir es aber auch gut, waren mit den richtigen Menschen zusammen. Und trotzdem hat der Paradeplatz heute wie gestern immer wieder Neues zu bieten. Wir treten in den Lichthof,

hinter die Fassade eines der grossen Gebäude des Platzes. Der Innenhof ist leer. Der Tramlärm scheint von einer anderen Welt zu stammen. So bleiben wir eine Weile, bis wir auf dem Brunnengrund etwas glänzen sehen. Zuerst eine, dann zwei, drei, vier, zwanzig Fünf-Rappen-Münzen, die mitten im Finanztempel unter Wasser selig lächeln. Wir tauchen unsere Hände hinein. Es ist lauwarm. Die Versuchung, nach den Münzen zu greifen und mit der Beute zu flüchten, ist gross. Wir tauschen einen Blick aus und spüren, dass wir noch einmal auf die andere Seite gelangt sind: Es ist Zeit, aufzubrechen.

Den Schatz lassen wir schliesslich dort. Für ein nächstes Mal.

Januar

WIR WERDEN NICHT DA SEIN

EPISODE 1

In der sich die Autoren auf eine Bank setzen und schon nach wenigen Minuten die ältesten Bewohner des Platzes sind. Die anderen sind in Eile, die Autoren bleiben. Trotz des Wunsches, sich der Endhaltestellen-Dichtung hinzugeben und ins erstbeste Tram in Richtung Zoo oder Frankental zu springen.



Der Paradeplatz in Zürich. Womöglich der berühmteste Platz der Schweiz, wo das Herz der Eidgenossenschaft schlägt (oder besser gesagt eines ihrer Herzen, die Schweiz ist ein mehrherziges Land). Die Frage ist: Wie schafft man es, sich zu einer Verabredung an einem so erhabenen Ort zu verspäten?

Nun, hier meine Rechtfertigung: 1) Während ich aus dem Zug stieg, belauschte ich ein Gespräch. Eine Frau berichtete einer Freundin von den Eingebungen eines nicht näher beschriebenen Schamanen: dass die Regierungen das Grippevirus verbreiten würden, um die Gesundheitskosten und die Gewinne der Pharmafirmen in die Höhe zu treiben. 2) Das hat mich dermassen abgelenkt, dass ich meinen Hut im Zug vergass. Als ich nochmals zurückging, war er nicht mehr da. Eine freundliche Dame hatte ihn gefunden und suchte auf dem Perron nach mir. Sie finden, mich erklären, sich bedanken. Verspätung.

Auf einer Bank am Paradeplatz haben ich und Yari ein Gedicht von Fabio Donalisio gelesen.

dire le cose non è raccontarle e
spiegarle men che meno; è accettare
che esista il binario e pure il treno
e l'unico senso è che noi
non ci saremo

etwas sagen ist nicht erzählen und
erklären noch viel weniger; es ist akzeptieren,
dass es Schienen gibt und auch eine Bahn
und der einzige Sinn ist, dass wir
nicht da sein werden

Während wir das assen und lasen, sind wir schnell gealtert.

Als wir aufblicken, merken wir, dass wir von neuen Menschen umgeben sind. Plötzlich verspüre ich den Drang, ins

erstbeste Tram zu steigen, vielleicht in Richtung Zoo oder Frankental. Die Tram-Aussenreklamen locken im Übrigen mit Pandas, Koalas und Traumreisen nach Singapur. Doch es gibt *Schienen*, die wir nicht sehen werden, und Orte, die es vielleicht nur gibt, weil wir *nicht da sein werden*. Eine andere Tramwerbung verkündet: *The show must go wrong*.

Krawatten und Einkaufstaschen, trippelnde Tauben, laut saugende Strassenreinigungswagen ziehen wieder und wieder an uns vorbei. Eine junge Frau setzt sich mit einem so breiten Handy neben mich, dass ich ihre Nachricht vermutlich auch unabsichtlich mitlesen würde. Ein riesiges, enthusiastisches Wort in einem Schwall von Emojis: *Wooooooooow!!!* (Ich meine, sieben Vokale und drei Ausrufezeichen gezählt zu haben, bin mir aber nicht sicher.) Ich blicke zu Yari und sage, dass wir das nächste Mal bis Frankental fahren müssen.

—

Für uns in Bern Lebende bedeutet nach Zürich zu fahren normalerweise, in den Intercity zu steigen, der 56 Minuten später ohne Halt am Hauptbahnhof der bevölkerungsreichsten Stadt der Schweiz ankommt. Kinderleicht. Nach Zürich zu fahren, um mich mit Andrea zu treffen, bedeutet hingegen, normalerweise erst nach der Ankunft herauszufinden, wer von uns beiden a) sich im Tag geirrt hat (*Worst-Case-Szenario*, wie die Anhänger:innen des *Risk Managements* sagen: Die Wortwahl ist wichtig und unser Umfeld sehr *cheap*); b) sich verspätet hat (*Best-Case-Szenario*).

Diesmal hat Andreas Hut – der eigentlich auch Leonard Cohens Hut ist – Verspätung. Um mich nicht unnötig zu beeilen, lasse ich mich nach dem Aussteigen hinter die Menschenmenge zurückfallen, die zu den Bahnhofsausgängen strömt. Innerhalb weniger Minuten weicht die Illusion, einer



Gemeinschaft anzugehören, einer weniger flüchtigen Tatsache: Ich bin alleine. Über mir die digitale Anzeigetafel mit dem Fahrplan. Um mich herum eine surreale Sauberkeit, überall helle Wände und metallisches Geländer.



Das ist auch mein erster Eindruck am Paradeplatz: Kaum habe ich mich hingesetzt, beginnt eine vierräderige Putzmaschine den Platz zu umkreisen, den schon blitzblanken Asphalt zu kehren und mit dröhnender Begeisterung zu saugen. Man kann sich fragen, warum manche Klischees mit solcher Hingabe gepflegt werden. Wir stehen unter dem Vordach des Tramhäuschens. Die Glaswand der Anlage, die zur unterirdischen Toilette führt, ist so sauber, dass sie zu verschwinden droht (aber sie ist da, ich schwöre es).

Ein Mann starrt auf den freien Platz neben mir, schaut dann mit ernster Miene zweimal in meine Richtung und setzt sich

erst, als er sich vergewissert hat, dass ich ihm auch nicht zulächle. Aber nicht für lange: Sein Tram kommt, er eilt davon, und ich habe ihn bereits wieder vergessen.

Ich kenne den Paradeplatz nicht gut. Für meine Abneigung gibt es keine soliden Gründe, und ich versuche sie schnell zu vertuschen, als könnte ich dabei auf frischer Tat ertappt werden. Doch in dieser Verlegenheit erkenne ich etwas Tröstendes, Menschliches. Wenn wir über den Paradeplatz schreiben wollen, führt der richtige Weg vielleicht gar nicht einmal so weit an dieser irrationalen Komponente vorbei. Um den Dingen wirklich auf den Grund zu gehen, muss man sich auch mit der eigenen Unvollkommenheit auseinandersetzen, dem Unwägbaren und allen (offensichtlichen und weniger offensichtlichen) Paradoxen in uns. Deswegen heisst *Etwas sagen [] nicht erzählen und / erklären noch viel weniger*. Es genügt nicht, sich in ein paar wenige, vorübergehende Scheinwahrheiten zu flüchten.

Dem Paradeplatz ist das alles natürlich herzlich egal. Wer hierherkommt, scheint nur darauf zu warten, diesen Ort wieder verlassen zu können. Oder wird wie von einer Zentrifuge weggeschleudert. Vor dem Einsteigen fragt eine Frau Andrea, ob ihr Tram zum Bahnhof fährt. «Ich glaube», antwortet er. Dann blickt er zu mir und fügt an: «Das nächste Mal müssen wir bis Frankental fahren.» Endhaltestellen-Dichtung. Am Platz der Parade ist jedes Tram ein Versprechen.

Ja, es ist ein vielversprechender, wenn auch unergründlicher Ort. Vielleicht, weil jeden Ort etwas Geheimnisvolles umgibt, schaut man ihn nur lange genug an. Wozu dient ein Platz? Zum Wiederverlassen, zum Verweilen, um nachzudenken ... Was ist sein wahrer Zweck?

Und warum gibt es anstatt eines Erinnerungs-, Sonnen- oder Siegesplatzes keinen Platz des Vergessens, der Langeweile oder der Niederlage? Warum nicht einen Bäcker anstelle eines Nationalhelden nehmen?

PS: Das Gedicht von Fabio Donalisio stammt aus dem Band *Ambienti Saturi*, Amos Edizioni, 2017.



Yari Bernasconi
Andrea Fazioli
A Zurigo, sulla luna
Dodici mesi in Paradeplatz

Yari Bernasconi e Andrea Fazioli
A Zurigo, sulla luna

ISBN 978-88-31285-14-8

© 2021 Gabriele Capelli Editore

Gli autori ringraziano Carlotta, Eloisa, Massimo e Matteo.

Grafica e impaginazione
GCE

Immagine di copertina
Photo by Pascal Meier on Unsplash

Fotografie interne a cura degli autori.
Il dettaglio della mappa di Zurigo è ripresa da *Mappe* di Apple.

Prima edizione GCE aprile 2021

Pubblicazione realizzata con il sostegno di
Pro Helvetia, Fondazione svizzera per la cultura

La casa editrice Gabriele Capelli Editore beneficia di un sostegno
dell'Ufficio federale della cultura per gli anni 2021-2024

gce
Gabriele Capelli Editore sagl
Mendrisio, Svizzera
www.gabrielecapellieditore.com

Yari Bernasconi
Andrea Fazioli
A Zurigo, sulla luna
Dodici mesi in Paradeplatz

Istruzioni per l'uso

Nel 2018 siamo andati ogni mese in Paradeplatz, a Zurigo, restando un paio d'ore nella piazza per osservare tutto ciò che accadeva. Portavamo ogni volta una poesia diversa di autori classici o contemporanei, convinti che i versi hanno sempre qualcosa da dire sulla realtà intorno a noi. Questo libro è dunque un mosaico di materiali raccolti mese dopo mese: testi scritti a quattro mani, testi individuali ma rivisti vicendevolmente, fotografie, appunti, poesie. Anche quando a dialogare sono due voci distinte, si tratta sempre del frutto di ricerche e discussioni comuni.

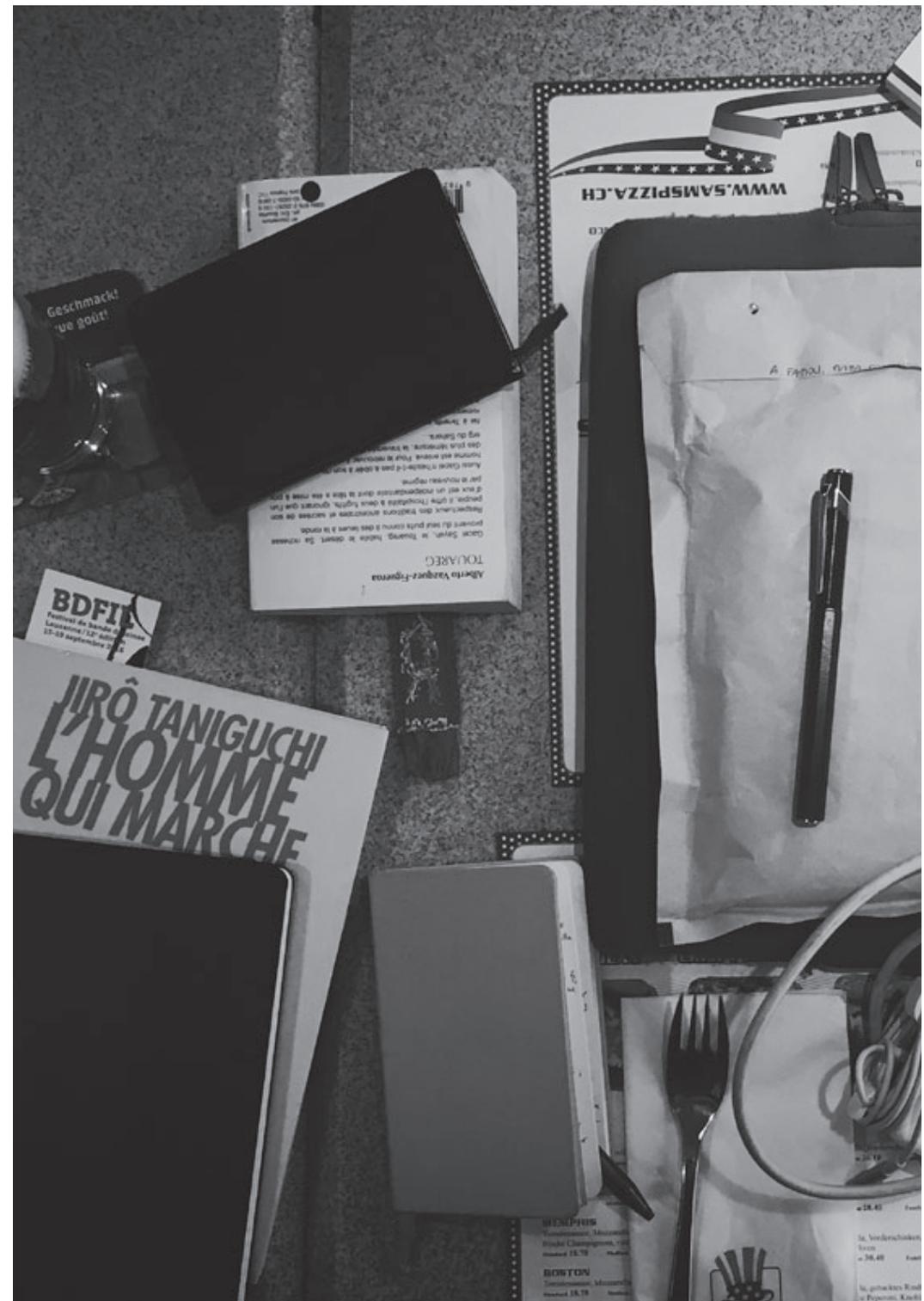
Ci sono molti modi di leggere un libro. Anche questo reportage è un oggetto multiuso. Si può per esempio: 1) percorrere il libro dall'inizio alla fine, seguendo il filo delle stagioni; 2) leggere i capitoli in ordine sparso; 3) guardare solo le fotografie, scattate al volo con i nostri telefoni; 4) leggere la trascrizione dei nostri taccuini, riportata a p. 115; 5) leggere in successione le dodici poesie come una minuscola antologia.

Per chi scegliesse quest'ultima strada, ecco la bussola:

- Fabio Donalisio, «dire le cose non è raccontarle e», p. 15
- Guido Guinizzelli, «Io voglio del ver la mia donna laudare», pp. 21-22
- Gianluca D'Andrea, *Acquario*, pp. 29-30
- Mariagiorgia Ulbar, «Torno dove termina la strada», p. 41
- Gianni Rodari, «Chi ha torto tira dritto», p. 51
- Ludovico Ariosto, l'ottava «Le lacrime e i sospiri degli amanti», p. 59
- Anna Achmatova, «No, non sotto un cielo straniero», p. 66
- Faraj Bayrakdar, «Io e il mio io», p. 73
- Federico Hindermann, «Vivi tra molti», p. 85
- Mario Luzi, «Sbrìgati», p. 92
- Francesco d'Assisi, *Laudes Creaturarum* o *Canticum fratris Solis*, pp. 101-102
- Anne Perrier, «Oh rompere gli indugi», p. 110

Indice

- 9 Die andere Seite
- 13 Episodio 1 – *Gennaio* – Non ci saremo
- 19 Episodio 2 – *Febbraio* – Una piazza è una piazza
- 27 Episodio 3 – *Marzo* – Un giorno ideale per i pescitaccuino
- 37 Episodio 4 – *Aprile* – Fosforescenze
- 47 Episodio 5 – *Maggio* – A testa in giù
- 55 Episodio 6 – *Giugno* – A Zurigo, sulla luna
- 63 Episodio 7 – *Luglio* – La solitudine del formichiere
- 71 Episodio 8 – *Agosto* – Pourquoi ici?
- 79 Episodio 9 – *Settembre* – L'uomo nudo
- 87 Episodio 10 – *Ottobre* – L'ultima sigaretta
- 95 Episodio 11 – *Novembre* – Il sergente Studer?
- 105 Episodio 12 – *Dicembre* – Capolinea Frankental
- 113 Il tredicesimo mese
- 115 TACCUINI





Die andere Seite

È il 28 gennaio 2021. Dopo esserci incontrati alla stazione di Zurigo, ci dirigiamo verso Paradeplatz. Un tragitto che nel 2018 abbiamo ripetuto dodici volte in dodici mesi, per alimentare il progetto letterario che ora tenete fra le mani. Oggi però non stiamo camminando: stiamo annaspando nella tormenta, scivolando sul suolo impiastrato di fango e di neve, incappucciati nei nostri giacconi che ricoprono strati di tessuto anche sorprendenti (dalla canottiera di lana alla calzamaglia termica). Le mascherine mediche imposte dalla pandemia di COVID-19 nascondono il resto, a eccezione della striscia degli occhi. La Bahnhofstrasse, sferzata dalle raffiche di vento, diventa una steppa innevata.

Le poche persone che incrociamo sono ombre di passaggio, coperte dalla testa ai piedi. Le vetrine dei negozi chiusi riflettono la nostra andatura. Qua e là si intravedono delle carcasse di monopattini a noleggio. A riportarci in Svizzera è un cesto di frutta esotica esposto all'esterno di un supermercato: ananassi, manghi, kiwi e banane sotto la coltre bianca. Respingiamo la tentazione di comprarci un pompelmo per il semplice gusto di poterlo raccontare e arriviamo in Paradeplatz, che si presenta come un campo di battaglia. Dalla neve emergono reduci di ogni genere, disorientati e intrizziti. Anche noi, addossati contro il muro di una banca, con le mani ghiacciate che faticano ad aprire i taccuini, ci sentiamo due superstiti.

La tormenta si placa, ma l'aria resta gelida. Eppure, davanti a noi, cammina tranquillo un uomo in jeans e maglietta a maniche corte. Si dispone beatamente ad aspettare il tram, riuscendo perfino a parlare al telefono senza battere i denti. Altri uomini, sotto un tabellone digitale, bevono birra da lattine di mezzo litro. Notiamo ancora, quasi per

caso, che il negozio di fiori è aperto e che una donna con la giacca leggera ha appena comprato delle mimose. Un popolo nordico e fatato ha forse conquistato Paradeplatz? A dissolvere il dubbio, oltre a queste creature di ferro compare anche un vecchio macilento attaccato a un deambulatore. Lo vediamo attraversare i binari, arrancando verso la pensilina. Gli occhi sono insieme spaventati e speranzosi: presto arriverà un tram, con la sua garanzia di calore e di sedili asciutti.

Approfittando della presenza di un'amica, ci facciamo scattare una foto ricordo. In piedi e un po' rigidi, accanto a un palo che indica PARADEPLATZ, controvento, i cappucci e le mascherine a celare il volto. Come due avventurieri che si fanno ritrarre accanto alla loro bandiera fra i ghiacci del Polo Nord o nel cuore dell'Antartide. Con piglio da esploratori proseguiamo la ricognizione di questo luogo sospeso, urbano e selvaggio nello stesso tempo. Sulla vetrina del chiosco, nel centro della piazza, un cartello invita gli avventori ad andare dall'altra parte: *Wir bedienen Sie gerne auf der anderen Seite des Gebäudes*. Ma di là, *auf der anderen Seite*, tutto è ancora più freddo e remoto: la gioielleria è chiusa, le vetrine oscurate come lastre impenetrabili, i marciapiedi deserti e ricoperti di fanghiglia. Il messaggio affisso da Blancpain ci illude di essere nel posto giusto: *Die Zürich Blancpain Boutique bleibt an Ihrer Seite*, la boutique rimane dalla vostra parte. La porta di un altro negozio avvisa però implacabile: *Aus Sicherheitsgründen bleibt dieser Eingang geschlossen. Bitte benutzen Sie den Eingang auf der anderen Seite*, questo ingresso è sbarrato per questioni di sicurezza, andate dall'altra parte. Di nuovo.

Per fortuna c'è una luce da Lindt & Sprüngli. Forse la pasticceria è aperta. Ci avviciniamo con cautela, mantenendo una certa distanza. Prima di giungere a destinazione vediamo una losca figura che si aggira all'interno della galleria d'arte chiusa, nella penombra degli spazi epurati e tirati a lucido. Evitiamo di chiederci se sia davvero un'addetta alle pulizie la donna che traffica con un complesso macchinario sul pavimento, o se invece fra poco sentiremo un'esplosione e il Miró che

occupa la parete verrà risucchiato da un cunicolo sotterraneo. Non è il giorno giusto per diventare testimoni di un portentoso furto d'arte: altre incombenze ci aspettano. Acceleriamo fino all'ingresso della pasticceria, dove un cartello intima il numero massimo di persone autorizzate a entrare (25). Mentre studiamo il messaggio con lenta curiosità, come ci capita spesso di fare, alle nostre spalle si palesa una voce nasale.

– Siete una coda?

– Scusi?

– Siete una coda?

– Noi?

– Sì, voi. Siete una coda?

Spazientito, l'uomo entra nella pasticceria. Noi restiamo fuori e ci rendiamo conto che sì, nel 2021 a Zurigo basta essere in due per formare una coda. Dalla vetrina contempliamo i Venticinque Fortunati che si aggirano nel Regno dei Dolci, in mezzo a praline e leccornie esposte come se fossero gioielli.

Ci accorgiamo di avere fame. Abbandoniamo allora Paradeplatz per tornare alla stazione dei treni a rifocillarci. Facile a dirsi, ma poi decidiamo di prendere una scorciatoia, una via laterale che sembra dirigersi dove vogliamo andare. Il risultato è prevedibile: ci troviamo da tutt'altra parte. Ricomincia a nevicare intensamente. Percorriamo alcune stradine di ciottoli, saliamo da una scalinata dal sapore medievale e bianchi come gabbiani ci fermiamo al centro di una piazzetta innevata, deserta, abitata da un drappello di alberi nudi. È il Lindenhof. Sotto di noi la cattedrale, il fiume e i palazzi si appannano, si nascondono, infine scompaiono. La città è una pagina che torna bianca. Ci viene in mente che *Seite*, in tedesco, significa anche "pagina". Ma non lo diciamo ad alta voce: le pagine bianche richiedono silenzio.

Dieci minuti dopo raggiungiamo la stazione e mangiamo un panino in piedi, di fianco a un uomo che aggiusta una scala mobile con colpi di martello. La monoposto elettrica delle Ferrovie Federali Svizzere è a capo di un piccolo convoglio con tre rimorchi colorati e si sposta di

cestino in cestino per la raccolta differenziata.

Ritorniamo in Paradeplatz. Questa volta il commiato risulta più laborioso. Forse perché è il 28 gennaio 2021 e sono trascorsi più di due anni dall'ultima volta che ci siamo stati insieme. Anni vuoti e pieni, come noi siamo del tutto uguali e completamente diversi da allora. Abbiamo attraversato il tempo con la nostra abituale inquietudine. Abbiamo vissuto momenti che non avremmo voluto vivere. Altre volte siamo stati bene, invece, con le persone giuste. Eppure Paradeplatz, oggi come ieri, continua a offrirci delle cose nuove. Entriamo nel Lichthof, dietro la facciata di uno dei grandi edifici della piazza. Nel cortile interno non c'è nessuno. I suoni dei tram arrivano da un altro mondo. Ciondoliamo per un po', finché vediamo luccicare qualcosa sul fondo della fontana. Prima una, poi due, tre, quattro, venti monete da cinque centesimi che sorridono beate, sott'acqua, in mezzo al tempio della finanza. Immergiamo le mani. L'acqua è tiepida. La tentazione di afferrare le monete e scappare con il malloppo è fortissima. Ci guardiamo negli occhi e sentiamo che, ancora una volta, siamo giunti dall'altra parte: è il momento di proseguire il viaggio.

Il tesoro, alla fine, lo lasciamo lì. Per la prossima volta.

Episodio 1

Gennaio

Non ci saremo

Dove gli autori siedono su una panchina e dopo pochi minuti sono già i più vecchi abitanti della piazza. Gli altri corrono, loro restano. Nonostante il desiderio di abbandonarsi alla poesia dei capolinea e di balzare sul primo tram diretto allo zoo o a Frankental.



Paradeplatz, a Zurigo. Forse la piazza più famosa della Svizzera, dove batte il cuore della Confederazione. (Anzi, uno dei cuori: la Svizzera è un paese pluricardiaco). La domanda è: come si può arrivare tardi a un appuntamento in un luogo tanto solenne?

Ecco le mie giustificazioni: 1) Al momento di scendere dal treno stavo orecchiando una conversazione. Una donna riferiva a un'amica le rivelazioni di un non meglio precisato sciamano, e cioè che il virus dell'influenza è irradiato dal governo per far aumentare i costi della salute e per far guadagnare le aziende farmaceutiche. 2) Tutto ciò mi ha distratto a tal punto che ho scordato il cappello sul treno. Sono tornato indietro, ma non c'era. Una signora molto cortese l'aveva preso e mi stava cercando sul binario. Trovala, spiegale, ringraziala. Ritardo.

Con Yari, su una panchina di Paradeplatz, abbiamo letto una poesia di Fabio Donalizio.

dire le cose non è raccontarle e
spiegarle men che meno; è accettare
che esista il binario e pure il treno
e l'unico senso è che noi
non ci saremo

Mentre eravamo seduti a leggere, siamo invecchiati in fretta.

Quando alziamo gli occhi, ci accorgiamo che tutte le persone intorno sono nuove. All'improvviso, sento l'impulso di salire sul primo tram, magari quello diretto allo zoo o a Frankental. Del resto, sulle fiancate dei tram le pubblicità sbandierano panda, koala e viaggi da

sogno a Singapore. Ma ci sono binari che non vedremo e luoghi che, forse, esistono proprio perché *non ci saremo*. Un'altra pubblicità tranviaria dice: *The show must go wrong*.

Sfilano cravatte e borse della spesa, zampettano piccioni, passano e ripassano con suono di risucchio macchine per la pulizia stradale. Accanto a me si siede una ragazza con un telefono così vasto che, anche se non lo facessi di proposito, probabilmente leggerei per sbaglio ciò che sta scrivendo. È un'immensa, entusiasta parola, in un profluvio di faccine: *Wooooooooow!!!* (Mi pare di aver contato sette vocali e tre punti esclamativi, ma non ne sono sicuro). Guardo Yari e gli dico che la prossima volta dobbiamo andare a Frankental.

§

Per noi che abitiamo a Berna, andare a Zurigo significa in genere prendere l'Intercity diretto che in 56 minuti ti lascia alla stazione centrale della più popolosa città della Svizzera. Facile. Andare a Zurigo per incontrarmi con Andrea, invece, significa in genere scoprire solo una volta arrivati chi dei due: a) ha sbagliato giorno (*worst case scenario*, come dicono i cultori del *risk management*: le parole sono importanti, e il nostro ambiente è molto *cheap*); b) è in ritardo (*best case scenario*).

Questa volta è il cappello di Andrea – che è poi il cappello di Leonard Cohen – a essere in ritardo. Così, per evitare di affrettarmi, dopo essere sceso dal treno mi sgancio dalla folla che avanza verso le uscite della stazione. Nel giro di pochi minuti, l'illusione di appartenere a una comunità si scioglie in una meno volatile evidenza: sono solo. Sopra la testa i tabelloni digitali con gli orari dei treni. Tutto intorno una pulizia irreale, muri chiari e corrimani metallici.

La pulizia è anche la prima immagine che mi investe in Paradeplatz: il tempo di sedersi e una pulitrice a quattro ruote comincia a fare il giro della piazza, spazzando l'asfalto già lustro e aspirando con roboante entusiasmo. Ci si può chiedere perché certi *clichés* vengano

coltivati con tanta dedizione. Sotto il tettuccio della pensilina dove sostiamo, le vetrate della struttura che porta ai gabinetti sotterranei sono così terse da scomparire (ma ci sono, giuro).

Un uomo fissa lo spazio libero accanto al mio, mi guarda due volte senza sorridere e decide di sedersi solo quando è sicuro che nemmeno io gli sto sorridendo. Ma è un attimo: il suo tram arriva, lui corre e io l'ho già dimenticato.

Non conosco bene Paradeplatz. La mia antipatia non ha argomenti solidi e cerco di dissimularla rapidamente, come se qualcuno potesse cogliermi in fallo. Eppure in questo imbarazzo riconosco qualcosa di rassicurante, di umano. In fondo, se di Paradeplatz vogliamo scrivere, forse la strada da seguire non è così distante da questa componente poco razionale. Per esplorare davvero le cose, bisogna anche fare i conti con la nostra imperfezione, con l'imponderabile, con tutti i paradossi (evidenti e non) che ci abitano. Ecco perché *dire le cose non è raccontarle e / spiegarle men che meno*. Non è sufficiente rifugiarsi in qualche apparente, transitoria ovvietà.

Certo, di tutto questo Paradeplatz se ne infischia. Chi giunge qui sembra avere solo voglia di ripartire. Oppure viene respinto come in una centrifuga. Una donna chiede ad Andrea se il tram su cui sta salendo è quello per la stazione. «Ich glaube», risponde lui. Poi mi guarda e aggiunge: «La prossima volta dobbiamo andare a Frankental». La poesia dei capolinea. In Piazza della Parata, ogni tram è una promessa.

§

Sì, è un luogo promettente. Ma è anche indecifrabile. Forse perché i luoghi, se li guardi a lungo, diventano tutti misteriosi. A che cosa serve una piazza? Ad allontanarsene, a sostare, a pensare... Qual è il suo vero scopo?

§

E invece della Memoria, del Sole, della Vittoria, perché non c'è Piazza della Dimenticanza, Piazza dell'Uggiosità, Piazza della Sconfitta? Al posto di un Fondatore della Patria, perché non prendere un panettiere?

§ § §

PS. La poesia di Fabio Donalizio è tratta da *Ambienti saturi*, Amos edizioni, 2017.